

# **Radikale Ratten**

**Paul Auer**

Ich habe eine Karte von Marie bekommen. Sie schreibt über London, die Clubs dort, von einem Ausflug nach Brighton. Sie schreibt immer solche Sachen. Ich stehe hier und halte eine angeschissene Windel in der Hand. Die Karte ist schon gestern angekommen, aber ich habe sie erst heute aus dem Briefkasten genommen. Schwester Waltraud herrscht mich an, dass ich schneller machen soll. Sie ist eigentlich keine richtige Schwester, sondern eine Pflegerin, doch die nennen sich hier alle so. Das kommt von den Nonnen im obersten Stockwerk, in der sogenannten „Klausur“, wohin man nur mit einem bestimmten Liftschlüssel gelangt. Als ob dort jemand freiwillig hin wollte. Früher war das ganze Haus in der Hand der Nonnen, heute sind sie zu alt. Und die wenigen, die es noch gibt, gehen lediglich zu bestimmten Insassen. So nennen sich manche der Bewohner selbst. Selten meinen sie das scherzhaft.

Schwester Waltraud zitiert mich zu sich an jenes Bett, neben dem sie sich aufgepflanzt hat: ein altes, in weißes Laken gehülltes, knochiges Menschenbündel in den Rollstuhl heben. Ich achte darauf, mit ihm nicht direkt in Berührung zu kommen, nur mit dem Nachthemd. Diese sehnigen, zerbrechlichen Krüppel anzugreifen widert mich an. Mehr noch, sie anzusehen. Marie würde die Augenbrauen zusammenkneifen bis sie eine Linie bilden, wenn sie meine Gedanken hören könnte; kann sie aber nicht, außerdem ist sie in London, und London ist weit weg. In den Gesichtern der Insassen kann ich keine Weisheit erkennen, blödsinniges Gequatsche; auch keine Zufriedenheit. Höchstens die Erleichterung darüber, dass das Leben bald vorbei sein wird. Geifer tröpfelt aus dem Mund des Alten, er erbricht auf meine Hose, die Karte in meiner Tasche wird eingeweicht werden. Schwester Waltraud stößt mich weg, ich soll das Zimmer verlassen, weil es nebenan Alarm gibt. Eine kleine Frau mit kurzen grauen Haaren sitzt auf einem Stuhl am offenen Fenster. Es ist saukalt; sie fragt mich, wann sie abgeholt werde. Ich schließe das Fenster und antworte, dass ich das nicht wisse. Sie erwidert, dass sie schon viel zu lange hier sei. Ich gebe ihr ein Glas Wasser, sage, dass das Frühstück bald käme. Sie schaut mich an und ist still. Norbert, ein anderer Zivildienstler, betritt das Zimmer, fragt, ob alles in Ordnung sei. Klar, dass der sich wichtig machen muss.

„Die Greiner hat gefragt, wann sie abgeholt wird.“

Norbert nickt und verschwindet wieder. Das macht sie schließlich jeden Tag – fragen, wann jemand sie abhole ... Ich bleibe noch eine Weile im Zimmer. Könnte ich die Karte von Marie bloß wie einen Glücksbringer tragen. Dass sie mich vermisst, schreibt sie nicht. Das kann ich verstehen. Ehrlich, ich würde mich auch nicht vermissen.

Draußen im orangen Licht der Laternen tanzen die Schneeflocken. Marijana, die Jugo-Schwester, ist wieder eine rauchen gegangen. Vielleicht ist sie auch Türkin, ich weiß es nicht, sie spricht nicht viel. Wir schieben gemeinsam Nachtdienst, was ja ganz romantisch wäre, gäbe es nicht die Supermarkt-Beleuchtung und den Krankenhausgeruch. Und würde Marijana nicht wie eine schwermütige Schildkröte aussehen, die lieber ein Raubtier wäre; weshalb sie nicht normal redet, sondern nur kläfft. Ich hätte Comics mit, aber die bleiben im Rucksack; die chillige Stimmung, die ich mir vor meinem Dienstantritt vorgestellt habe, herrscht hier niemals. Nicht mal Zeitschriften liegen herum, bloß Broschüren der Caritas zum Thema Sterbehilfe ... Früher, als ich noch Kind war, gab es eine Nummer, die man anrufen konnte und Märchen erzählt bekam. Heute bleiben einem nur noch die Porno-Hotlines. Ist auch keine Option, moralisch betrachtet; schließlich habe ich gestern mit Marie telefoniert. Viel zu sagen gibt es nicht, außer, dass ihre Stimme hundert Jahre jünger klingt, als ich mich fühle.

Alarm in Zimmer drei, sollte ich eigentlich ignorieren. Meistens wissen die Insassen selbst nicht mehr, weshalb sie geläutet haben und der routinemäßige Rundgang alle drei Stunden deckt das Gefahrenpotenzial ganz gut ab. So weit Marijana. Die ist jedoch immer noch rauchen und ich kann auf ihren Erfahrungsschatz verzichten. Zum Helden macht mich das nicht, mir ist einfach langweilig. Bevor ich die Kommandobrücke verlasse, setze ich frischen Kaffee auf.

Und dann ... Zimmer drei ... das Gesicht, in das ich schaue, hat mit der Panik Mensur gefochten. Hinter Brillenglas, dick wie Flaschenböden, verstecken sich Augen, riesig, wie die eines Aliens. Comics brauche ich hier gar keine. Die Hände der Alten verkrampfen sich in die Bettdecke, die hat sie sich bis ans Kinn hochgezogen. Die ganze Rote Armee muss hier vorbeimarschiert sein.

„Bitte ... “

Frau Berger ist eine von der nervigen Sorte. Die geringste Berührung kann ihr Anlass für eine Todesarie sein, das hat sie mir schon mehrmals stimmungsgewaltig gezeigt. Der primitivste Hunne würde dann Reißaus nehmen. So feige bin ich nicht. Zu Marie habe ich gestern gesagt, dass ich mittlerweile Profi in Sachen Wickeln bin. Sie hat nichts darauf erwidert und erst im Nachhinein ist mir klar geworden, wie dumm das von mir war. Wie auch immer, die Alte ist trocken.

„Bitte, dieser Lärm ...“

Sie meint wohl das Radio. Ziemlich laut aufgedreht und ziemlich schlechte Musik, zumindest für diese Situation. Marijana muss es beim letzten Kontrollgang eingeschaltet haben, als Stimmungsmacher, das handhaben hier alle so. Dass sie es nach der Wickel-Prozedur nicht wieder abgedreht hat, liegt wohl in der Natur ihrer Rasse. Diesen Leuten fehlt es an Gefühl. Unsereiner muss nachher die Sache wieder ins rechte Lot bringen. Ich schalte das Radio aus.

„Dieser furchtbare Lärm!“

„Ist schon vorbei“, sage ich, „Sie können weiterschlafen, bis“ ... man Ihnen ein Zäpfchen in den ... „bis zum Frühstück.“

„Bitte, diese Schreie, Herr Wärter, das soll aufhören!“

„Das hat schon aufgehört!“

Nicht mal die Vorhänge sind zugezogen. Ist vielleicht gar nicht so schlecht, Schneefall kann beruhigend sein. Jetzt mit der Straßenbahn rund um den Ring fahren. Marie mag das. Ich schalte das Licht aus, da erklingt hinter einer der Wände eine scharfe Stimme in abgehackten Litaneien, unverständliche Worte. Die Berger hebt zu einem schrillen Schrei an, sofort mache ich wieder Licht.

„Haben Sie das gehört? O bitte, sagen Sie, dass Sie das gehört haben!“

Ich tapse von einem Bein aufs andere, die Frau ist fast ganz unter der Decke verschwunden, nur ihre Brille und ihr zerzaustes weißes Haar sind zu sehen. Mir bleibt nichts anderes übrig, ich muss ins Zimmer nebenan gehen.

Schon beim Betreten sehe ich den zerbrechlichen Körper über den Sims aus dem offenen Fenster gelehnt. Er rührt sich nicht. Das Licht einer Laterne fällt auf ihn, der Fußboden ist bereits nass vom hereinwehenden Schnee. Ich höre ein Wimmern. Vorsichtig beuge ich mich über ihn, er scheint in Ordnung zu sein. Und er wimmert nicht; er flucht. Zwar kann ich sein Gebrabbel nicht verstehen, doch die Tonlage ist eindeutig; seine Arme hängen regungslos aus dem Fenster, auf seiner Glatze sammelt sich der Schnee, sein ausgemergelter Körper muss frieren. Plötzlich dreht er sein Gesicht zu mir. In seinen Augen liegt blanker Hass.

Ich umfasse seinen Brustkorb, hebe ihn an; spüre seine Rippen einsinken, zu Staub werden, seine Innereien mit einem Luftstoß entweichen. Er hat nicht viel Gewicht und er wehrt sich nicht. Ein kurzer Ekel, dann sind meine Hände mit seiner gegerbten Haut verschmolzen. Er ist still jetzt, sein Blick sanft, ein blödes Lächeln umspielt sein von einem blonden Bart wild umwuchertes Gesicht. Ich trage Hautfetzen zum Bett, doch es ist, als würde ich ein Baby tragen.

„Wir waren der Auffassung, dass der Patient frische Luft benötigt.“

Erst jetzt bemerke ich die Nonne, die im dunklen Zimmer steht. Von draußen fällt das Licht auf sie, wie auf eine Figur in der Geisterbahn. Oder einer dieser Straßenkünstler in der Innenstadt. In weißer Montur, die Hände vor dem Schoß verschränkt, den Kopf ein wenig angehoben. Sie macht einen Schritt nach vorne, kontrolliert, als würde sie aus einer Parade treten.

Der alte Mann, den ich eben zugedeckt habe, nun wirklich ein Baby, sieht sie mit großen Augen ehrfürchtig an. Jenseits der 60 hat sie einen spitzen Busen und eine schmale Taille, ebenso spitz und schmal sind Lippen und Kinn. Unter ihrem scheinbar perfekten Deutsch liegt ein Akzent begraben, irgendetwas Slawisches, kaum noch wahrnehmbar.

Sie sagt: „Er ist ein armer Mensch. Er hat ihnen nie verziehen.“

Ich trete einen Schritt zurück, betrachte diesen bizarren Engel mit seiner glänzenden, glatten, nur an den Mundrändern faltigen Nonnenhaut; ihre Hand, die den Kopf des alten Mannes streichelt.

„Wem?“

Ihr Gesicht, mir zugewandt, im Halbdunkel des Zimmers. Marie hat mal von den alten Frauen am Brunnenmarkt geschwärmt, die hätten so etwas Reines, Erhabenes und Teilnahmsloses in ihren Augen; jetzt verstehe ich sie.

„Den Ratten.“

Die Nonne beugt sich über den Mann und küsst seine dünnen, ausgemergelten Lippen. Ich kann nicht wegschauen; als wäre es ein Autounfall. Oder Marie.

Das Licht geht an, Marijana steht im Zimmer. Für die Nonne und den alten Mann interessiert sie sich nicht. Auch die beiden fühlen sich nicht gestört. Marijana kläfft mich an, weshalb ich nicht nebenan bei Frau Berger sei, die brülle wie am Spieß; Schwester Beate habe hier doch alles unter Kontrolle. Ich versuche erst gar nicht, mich zu verteidigen. Ich will noch einen Blick auf das Gesicht der Nonne werfen oder in die Augen des alten Mannes. Beide ignorieren mich.

Ich gebe mir eine halbe Stunde Pause, wogegen Marijana nichts einzuwenden hat. Dass die Chemie zwischen

uns nicht stimmt, hat sie begriffen. Ich sitze in der Raucherzimmer, trinke Kaffee und überlege mir eine Ausrede für Marie, um nächsten Samstag nicht nach London fliegen zu müssen.

„Wir müssen uns für eines entscheiden, ein großes ...“

„Das Kent?“

„Zu groß!“

Der ganze Trupp hat sich bei mir versammelt; trinkt mein Bier, qualmt mir die Bude voll. Einige tragen ihre Uniformen. Sie wollen mich am Samstag dabeihaben.

„Glaubst du, Marie hat sich noch keinen Engländer geangelt? Kennst sie ja. Hat sie nicht auch schon mit einem ...“

Mein Faustschlag stößt auf Verständnis. Ich bereue es, gestern meinen Flug storniert zu haben. Ich will am Samstag nicht dabei sein. Natürlich haben sie Recht. Die „Krone“ schreibt auch heute von Türken, die über ein Mädchen hergefallen sind. Das ist widerlich, dagegen muss etwas getan werden. Aber ich will nicht ins Gefängnis. Und dorthin stecken sie einen, wenn man sich wehrt. Außerdem ist da noch Marie.

„Kann sein, dass ich Nachtdienst habe.“

Betretenes Schweigen ist die Folge, nichts Anderes habe ich erwartet. Sie reiben ihre Stiefel aneinander, fahren sich mit der Hand zwischen die Beine, schütten den letzten Schluck Bier in ihre Kehlen. Meine Freunde, reden von der deutschen Familie und kommen nicht damit klar, dass ich alten Menschen den Arsch auswische. Sind andererseits aber zu feige, mich eine Zivi-Tunte zu nennen; bloß weil F. neben mir aus der Nase blutet. Verstehen nicht, dass ich das alles nur für Marie mache. Dass ich nicht dabei sein will.

„Hast du nicht gesagt, dass ihr keine Nachtdienste schieben müsst?“

„Ist doch scheißegal, ob wir zu fünft oder zu sechst sind, oder?“

Ich weiß, was jetzt kommt, Fahnenflucht, Feigheit vor dem Feind oder so ein Schwachsinn. Hätte ich ja selbst gesagt - so lange ist das noch gar nicht her.

„Pass bloß auf, was die mit dir machen!“, sagt B. „Die Katholen sind die Ärgsten. Als nächstes karren sie dich nach Auschwitz und tischen dir ihre Märchen auf!“

„Auschwitz“, murmle ich und werde rot im Gesicht.

„Wie?“

„Der Ort nennt sich Auschwitz.“

Ich höre N. gackern: „Auschwitz, sagt ja schon alles - ein Witz!“

B. sieht mich an. „Pass bloß auf“, sagt er wieder.

Ich begleite sie wenig später hinunter; als sie um die Ecke gebogen sind, gehe ich zur Bimstation. Keine Ahnung, wohin ich will, aber zuhause würde ich es jetzt nicht aushalten. Ich frage mich, wie Marie sich das vorgestellt hat. Das soll Zukunft haben? Den ganzen Tag Handyverträge verkaufen, sich von verklemmten Schnauzbarträgern in der Bar begrabschen lassen, hässlichen Kids noch hässlichere Frisuren schneiden? Nach Dienstschluss froh sein, nicht Opfer eines Gang-Bangs zu werden? Gewusel in der Straßenbahn, ich verstehe kein Wort. Basarstimmung, hier wird wohl über Töchter verhandelt. Eine Abtreibungsklinik wirbt in drei Sprachen für ihre Angebote. Nach drei Mal Abstechen eine Befruchtung gratis, das wäre mal was. Ich lande auf der Mariahilfer Straße, dort geht es mir nicht viel besser. Ich werde von ein paar Punks angemacht, die wiederum von ein paar alten Knackern. Die ganze Zeit nerven mich verkrüppelte Bettler, manchmal würde ich gerne einfach nur um mich ballern. Irgendwann bleibe ich stehen und schaue mir eine Auslage an. Babykleidung.

Norbert sitzt mit mir in der Raucherzimmer. Keine Ahnung warum, ist er doch Nichtraucher. Generell ein Prachtbursche, Liebling der Insassen, immer hilfsbereit und freundlich, sogar zu mir. Eher unüblich für diese Typen. Nicht jeder kann wie Marie sein. Er fragt mich, wie mir meine erste Begegnung mit Schwester Beate gefallen habe. Das dürfte derzeit den örtlichen Tratsch ausmachen. Ich will wissen, wie er das meint, und er sagt, na, ob ich Angst gehabt hätte. Ich frage mich, in welcher Welt der Typ eigentlich lebt.

„Sollte ich Angst vor ihr haben?“

„Na ja, sie ist ein wenig verrückt.“

„Sie ist Nonne.“

Das gibt einen Stich in sein reines Herz. Ich weiß, er ist auf eine Betschule gegangen. Eigentlich das Letzte.

„Schwester Beate glaubt, sie muss ihn beschützen.“, sagt er.

Indem sie zusieht, wie er sich aus dem Fenster stürzt? Ist das irgendeine katholische Methode, die ich nicht kenne? Eine Sado-Maso-Nummer? Als ich das Norbert frage, bricht er nicht in Tränen aus, sondern sieht mich

zornig an. Im Rahmen seiner Möglichkeiten versteht sich.

„Nein, Schwester Beate will ihm helfen, seine Wut rauszulassen. Wegen seiner kleinen Tochter.“

Er ist wirklich gut informiert, vielleicht eine Art Spitzel. Dienstältester Zivildienstler. Das adelt. Ich bleibe höflich.

„Was war mit seiner Tochter?“

Es sind noch zwei Minuten bis Dienstbeginn. Und natürlich kommen jetzt die Nazis ins Spiel. Norbert hat das gut trainiert. Die Betroffenheitsmaske hat er perfekt drauf. Im saubereren weißen Pflegergewand fehlt ihm bloß der Heiligenschein. Noch eine Minute.

„Schwester Beate sagt, es waren Ratten.“

Das hätte ich mir sparen können. Habe ja vergessen, dass Schwester Beate verrückt ist. Nur Norbert, der zweimal am Tag betet und sich nie einen runterholt, der glaubt, gesund zu sein. Gestapo in der Leopoldstadt, Aspernbahn, ich habe gar nicht darauf geachtet, ob der Mann beschnitten ist.

Ich kenne die Bilder. Die von den Brillenbergen, den Schuhbergen, den Knochenbergen. Marie zuliebe habe ich mal ein paar Dokus angeschaut. Schön war das nicht. B. sagt, alles nur gestellt.

Bei der Arbeit mache ich heute schneller als sonst. Schwester Waltraud ist ganz aus dem Häuschen. Zu Beginn meiner Pause verschwinde ich nicht gleich in der Raucherkabine, sondern bleibe bei ihr im Kaffeezimmer sitzen. Mütterlicher Typ, eigentlich nicht mein Fall, aber ich muss noch zehn Monate mit ihr auskommen.

Dass auch sie mich nach meiner Begegnung mit Schwester Beate fragt, überrascht mich nicht. Schon eher, dass sie dann ebenso auf die Nazi-Schiene fährt. Hätte ich nicht von ihr gedacht. Klagt sie nicht am lautesten

über all die ausländischen Pfleger? Hat sie nicht mal festgestellt, dass sie schon bei den Insassen fünf Sprachen beherrschen müsste und daher nicht noch fünf weitere Sprachen brauchen kann, um mit Kollegen zu reden? Egal, die Tochter von dem alten Mann, das sagt sie, die haben die Nazis am Gewissen. Warum auch nicht, im Nachhinein kann man ihnen alles unterschieben. Schwester Waltraud bleibt immerhin nicht lange bei der Sache, erklärt stattdessen, dass der Alte eben gelegentlich in seine Phantastereien kippe.

„Er dreht also durch.“, sage ich. „Nein“, erwidert Schwester Waltraud, „so kann man das nicht sagen.“

Psychotische Anfälle, so heiße das; er glaube dann, in der Vergangenheit zu sein, überzeugt davon, seine Tochter noch retten zu können. Dann komme es auch vor, dass er ein wenig tobe.

„Das ist manchmal riskant, aber zum Glück hat Schwester Beate ein Auge auf ihn geworfen. Sie ist nachts ohnedies wach. Dennoch, früher oder später muss er wohl nach Steinhof.“

Nach der Pause habe ich wieder mein altes Tempo drauf. Wenn ich ehrlich bin, ich vermisse Marie.

Am Abend nach Dienstschluss gehe ich in sein Zimmer. Die Vorhänge sind zugezogen, aber die Straßenlaterne leuchtet hell genug, um alles zu sehen. Die kahlen Wände, keine Bilder, keine Andenken. Der Mann schläft friedlich; wie ein Baby. Ich öffne die Schublade des Nachtkästchens, finde ein paar Fotos. Kein kleines Mädchen, stattdessen ein Wehrmachtssoldat. Kann ja sein Bruder sein, zumindest ein Bekannter. Kann er selbst sein, hab' schon davon gehört, dass auch Juden Soldaten waren. Viele von denen seien für die Nazis gewesen, das glaube heute halt niemand mehr, sagt B. Ich schließe die Lade, gehe zum Fenster. Wenn hier ein Stein reingeflogen käme. Warum möchte ich den Mann aufwecken, warnen? Ihm passiert nichts. Seine Tochter, Ratten. Vielleicht haben Ratten ihren Hals durchgebissen, damals im Krieg; vielleicht ist sie im Luftschutzkeller an Rattengift gestorben. Es ist so lange her. Trotzdem macht es ihn wahnsinnig. Marie hat es mir vor zwei Monaten gesagt. Das andere.

Ich nehme mir einen Stuhl, setze mich neben den Mann ans Bett. Die schwere Daunendecke muss seinen Körper erdrücken; doch sein Gesicht sieht glücklich aus. Vielleicht träumt er von ihr. Sein blonder Bart ist sauber. Viele Leute verlieren ihre Kinder. Nichts Besonderes. Klar ist das traurig. Auch wenn es nicht die Ratten waren. Wenn Marie mich hören könnte. Wie ich so etwas bloß vergleichen kann. Sie hat ja recht. Ich bekomme eine Kurzmitteilung. Ob ich jetzt dabei wäre. Ich schreibe nicht zurück. Seine Tochter, Ratten. Ein kleines Mädchen muss sie gewesen sein. Wer sagt, dass die Geschichte stimmt? Egal, so etwas ist passiert. Marie.

Später, zuhause, habe ich mir Tee gekocht. Ich rauche eine Zigarette nach der anderen. Eigentlich ziemlich gemütlich. Das Läuten drüben in England kommt mir ewig vor. Ich kann es kaum erwarten; ihre Stimme hören. Morgen könnte ich Mama anrufen. Die würde es gar nicht fassen. Dass ich anrufe; und das andere auch nicht.

„Hello?“

„Hi, could I speak to Ms. Marie?“

Wie toll sie es finde, würde Mama sagen; dass ich nicht zum Heer gegangen bin; und das andere erst. Soll ich auflegen, zu den Jungs fahren? Blödsinn, das heißt ja nicht, dass ich nicht mehr mit ihnen rumhängen darf. Ich mag meine Schuhe, ich mag meine Jacke; das macht mich nicht zum Verbrecher.

„Hello? One moment, I call her, she´s upstairs.“

O ja, ich werde den ganzen Dreck sein lassen. Ich werde es auf die Reihe kriegen. Ich werde mir auch die Haare wachsen lassen, wenn sie es will.

„Es ist schön, dass du anrufst.“

Es fühlt sich ganz anders an als beim letzten Mal. Es riecht nach Zimt und Nelken. Unser Foto habe ich wieder über den Monitor gehängt. Vielleicht bin ich glücklich. Vielleicht kann es funktionieren.

„Ich hoffe, ich habe dich nicht gestört ...“

„Nein, nein, die anderen kommen erst in einer halben Stunde, dann gehen wir los.“

„Verstehe. Rauchst du noch?“

„Was soll diese Frage? Hast du deshalb angerufen, um mich das zu fragen?“

„Entschuldige, ich will nicht ... “

„Du willst mich kontrollieren?“

„Nein!“

„Okay, was ist eigentlich los?“

Ich kann es mir nur unnötig schwer machen. Ich sehe den alten Mann, sein friedliches Gesicht. Aber ich möchte den Hass in seinen Augen sehen, wenn er aus dem Fenster lehnt.

„Ich will nicht, dass du abtreibst. Ich will nicht, dass wir abtreiben.“

Ich sehe das Nonnengesicht von Schwester Beate: „Ratten!“

„Marie? Hast du mich verstanden?“

Ich höre ihre Schritte, einsam hallen sie irgendwo wider. Ich trommle mit den Fingern auf den Schreibtisch, zünde mir die nächste Zigarette an; dann höre ich ihr Weinen. Sie versucht zu sprechen. Sie kann es nicht sagen. Dass auch ich zu weinen beginne; dass ich auf meinem Stuhl zusammensinke; ich fasse es nicht. Sie kann es nicht sagen. Natürlich verstehe ich sie. Ich verstehe, was sie getan hat. Aber dass sie es getan hat; dass ich dafür gewesen bin; das kann sie sagen. Und sie hat ja recht. Jetzt sehe ich den Hass in den Augen des alten Mannes.

Die anderen toben vor Begeisterung. Klopfen mir auf die Schulter, geben mir Wodka. Sie kapieren nicht, dass es nicht um sie geht, oder um ihre beschissene Sache. Sondern alleine um den Ziegelstein in meiner Hand, der durch die Luft fliegt und einschlägt. Heute werde ich nicht weglaufen, nicht mal vor der Polizei.